

Buchkritik „Offene Blende“

von Ilja Braun und erschien in EDIT, Papier für neue Texte, Heft 26:

Once upon a time in the west: Christiane, eine Theaterregisseurin, kommt aus Deutschland in die fremde Stadt New York, schlägt sich als Kellnerin durch und lernt dabei Jeff kennen. Wahrscheinlich ein schöner Mann, sicherlich ein lieber. Einer, der nach zwei Blicken und drei Worten schon genau weiß, worauf es ankommt: Christiane braucht ein Theater, aber sie kennt sich nicht aus in der Stadt, und so muß Jeff ihr helfen. Im Handumdrehen hat er ein völlig abgewracktes Gebäude aus rotem Ziegelstein gefunden, das billig zu mieten ist. Dieses zu renovieren, bedeutet zwar ein bißchen Arbeit, aber Jeff glaubt daran, daß alles machbar ist, wenn man nur will. Jeff ist ein Glücksfall.

Mit Leah ist es schwieriger. Leah ist Fotografin, und zunächst will sie vor allem ein Foto von Christiane. Christiane aber haßt Fotos. So sehr, daß sie der fremden Frau den Fotoapparat aus der Hand schlägt, und prompt ist ein Sprung im Gehäuse. Überhaupt fängt das alles nicht gut an: so unversöhnlich, wie die beiden sich gegenüberstehen, so unkenntlich sie sich sind, und das alles in einem fremden Land und in einer fremden Sprache. Es hat aber auch seinen besonderen Reiz.

Als ihre Antagonistin hat Leah einiges mit Christiane gemein. Sie ist ebenfalls Deutsche und damit wie Christiane fremd in New York, und wie Christiane ist sie Künstlerin. Sie macht Aufnahmen von Straßenlaternen, die man ihr allenfalls als Nostalgieserie abkaufen will, sie bewegt sich auf Parties zwischen Männern, die sich auskennen wie alte Hasen und ihr gern weiterhelfen wollen, das aber nur können, wenn's ums Geld geht. Wenn's um ihr Leben geht, um ihre Erinnerungen an Deutschland, um ihre Bilder oder auch darum, sich in New York endlich nicht mehr fremd zu fühlen, dann ist Leah ebenso mit sich allein, wie Christiane es am Anfang des Romans war. Deshalb braucht sie Christiane, doch die will für Leah nicht ohne Weiteres zu haben sein. Sie will sich nicht fotografieren lassen und sie verbirgt ihre deutsche Herkunft vor Leah, spricht nur Englisch mit ihr. (Raffiniert: Man kann diese Fremdheit hören im deutschen Dialog.) Sie nähert sich Leah und entzieht sich ihr wieder. Sie ist erst zärtlich und dann wieder kühl,

ist anschmiegsam, zutraulich und dann wieder unabhängig und scheinbar gleichgültig. Leah gelingt es lange nicht, in Christianes Leben einzudringen. Erst gegen Ende des Romans kann das geschehen: Über die Feuerleiter steigt sie in Christianes Theater ein. Und weil Christiane gerade Streit mit Jeff und den Schauspielern hat, kann diese Szene die entscheidende Liebesszene des Romans werden. Selbst wenn Christiane bestreitet, daß Leah der Grund sei, warum sie geht, sind doch Jeff und das gemeinsame Theater damit am Ende.

Die einzig genügende Antwort auf die Worte "Ich liebe dich", schreibt Roland Barthes in 'Fragmente einer Sprache der Liebe' sei "So wie ich dich". Nur in der wörtlichen Wiederholung stelle sich jene Identität ein, die die Sprache der Liebe erstrebe. Auf seltsame Art klingen die Dialoge zwischen Christiane und Leah wie solche Selbstgespräche. Im Entgegenen, im Nachfragen, noch im Widersprechen und Zurückweisen greift die eine die Worte der anderen auf, wägt sie und wendet sie, bevor sie sie zurückgibt. Wortwechsel wie ein Austausch von Zärtlichkeiten, und was auch immer gesagt wird, erweist sich zuletzt als nur eine weitere Variation auf den Subtext, der zur Gleichheit kommen will.

Das verstärkt den Eindruck einer phantasmagorischen Erscheinung, den die Figur Leahs hinterläßt. Sie ist gleichsam ein Spiegelbild der Protagonistin. Auf dieser narzistischen Grundlage finden die beiden zueinander. Trotz Jeff und trotz des Theaters, und wenn man wollte, könnte man 'Offene Blende' als die Geschichte einer Frau lesen, die um ihrer Liebe willen schließlich alles verläßt, was ihr lieb geworden ist. Denn kaum sind die beiden Frauen einander begegnet, verliert sich der Faden und ist der Boden bereitet für ein Wechselspiel des Begehrens, wie man es aus den Dialogen von 'Romea und Julia' kennt: ein Locken und Zurückweichen, Anziehen und Wegstoßen, Umgarnen, Umspielen, Verführen, das sich lange fortsetzen kann und nie langweilig wird.

Genauso spielerisch dreht der ganze Roman sich um sich selbst: New York und die Liebe erscheinen in all ihren glitzernden Facetten, flirren lichterloh über die Bildfläche und verschwinden wieder aus dem Blickfeld. Erst wenn sich die Blende schließt, werden die Konturen erkennbar.

Es gibt genug Liebesgeschichten, die sich an die Regeln halten. In denen jede Liebe zueiner Geschichte werden muß, die sich möglichst glatt erzählen

läßt. Gerade junge deutsche Autoren haben in letzter Zeit die Leidenschaft entdeckt, wieder zu erzählen, als bestünde Literatur aus bodenloser Unbefangenheit. So wie heute jeder Hollywood-Film gut gemacht ist, ist derzeit auch fast jedes Debüt gut erzählt. Offene Blende wirkt da wohltuend. Diese Genauigkeit im Ausloten, die Tiefenschärfe der Bilder von Orten, Menschen, Stimmungen ist erstaunlich bei einem Roman, der mit seinem romantischen Stoff auch leicht seine Leser gefunden hätte, wenn er sich's einfacher gemacht hätte. 'Die Dächer waren wie Kiefer mit Zahnreihen umfaßt, Backenzähne aus Marmor und Blattgold, die am Himmel nagten, aber stumpf und unvollständig waren.' Noch im Metaphorischen ist die Sprache von großer Klarheit und Treffsicherheit, sodaß der Text nie seine Bodenhaftung verliert, wie weit sich die Erzählung auch im liebstaumelnden Zwielficht verirren mag.